

D 1086 F - 3/87

Weltweite Hilfe



**DIAKONISCHES
WERK** in Hessen und Nassau



● Kirchentagsnachlese ● Nicaragua ● Brasilien – Korruption
und Mord ● Zur Situation volkkirchlicher Theologie ● „Brot für
die Welt“: Neue Projekte ● Diakonische Literaturumschau ●

INHALT

Brot für die Welt: „Bebauen und Bewahren"	1	Interview Nicaragua darf bei uns nicht in Vergessenheit geraten Gespräch mit Pfarrerin Ute Seibert-Cuadra-Fernandez	32
Leserbrief	2	Heinz-Günther Gasche Brot für die Welt: – Neusiedler im Amazonasgebiet/Rondonia	37
Berichte und Nachrichten	3	Adalbert Siedler – 29. Aktion Brot für die Welt „Bebauen und Bewahren" Beispiele aus der Arbeit	41
Frankfurter Kirchentag 1987 – in Bildern	8	Meditation über ein Diakonie-Plakat	46
– Gotteslästerung Rassismus		Heinz-Günter Beutler	
Jan Niemöller			
– Diakonie-Foren			
Margit Denert			
Probleme volkscirchlicher Theologie			
Von der Theologie in der Kirche	18		
Dieter Stoodt			
Diakonie – eine missionarische Gelegenheit? Oder: Kann die Diakonie in der Krise der gegenwärtigen Kirche helfen"	24		
Horst Seibert			
		Im Sonderteil: Buch-Rezensionen	

Zeitschrift des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/M. 90

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Heftes: Heinz-Günter Beutler, Religionspädagoge, Neu-Isenburg; Uwe Buschmann, Pfarrer in Gemünden/Westerwald; Margit Denert, Pädagogin und Journalistin, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit im Diakonischen Werk Oldenburg; Diethart Finger, Journalist Referent in Abteilung I –Theologie und Information – im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Heinz-Günther Gasche, Pfarrer, Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Frankfurt; Jan Niemöller, Richter, Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Frankfurt/Main, Usingen; Dr. Horst Seibert, Pfarrer, Geschäftsführer und Leiter der Abt. I – Theologie und Information – im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Ute Seibert-Cuadra-Fernandez, Pfarrerin, Evangelische Theologische Fakultät Managua, Nicaragua; Adalbert Siedler, Referent für Ausländerarbeit/Brot für die Welt, im Diakonischen Werk, Bremen; Dr. Dieter Stoodt, Pfarrer und Professor für Theologie in der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt.

Titelgrafik: Friedhelm Meinass, Brensbach-Wallbach

Titelfoto: Stefan Müller, Schmitten/Taunus

Bildnachweis: S. 8, 9, 16 (2x) Hans-Rudolf Oeser, Frankfurt; S. 8, 9, 13 Stefan Müller, Schmitten/Taunus; S. 10 dpa; S. 20 aus: „Die Kirche in Vergangenheit und Gegenwart“, Göttingen 1984; S. 21, 22 epd; S. 26, 34 Archiv; S. 39 Adalbert Siedler, Bremen; S. 41 Brot für die Welt, Helmut Hef3; S. 42, 43 Brot für die Welt, Erika Friese; S. 44,45 Brot für die Welt, Stuttgart.

Redaktion: Dr. Horst Seibert (verantwort.), Diethart Finger

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Rolf Bick, Bickenbach; Pfarrer Meinold Krauss, Darmstadt; Dekanatsstellenleiter Hubertus Röhrig, Ingelheim; Prof. Dr. Dieter Stoodt, Darmstadt.

Herausgeber und Verleger: Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/Main 90, Tel.: (0 69)79 47 - 0.

Diese Zeitschrift wird als Mitarbeiter- und Freundeskreiszeitschrift kostenlos abgegeben.

Herstellung und Versand: PLAG-DRUCK –Druck & Verlag – Steingasse 7, 3578 Schwalmstadt-Treysa, Tel.: (0 66 91) 14 71.

37. Jahrgang – Heft 3 (214) – 3. Quartal 1987

Von der Theologie in der Kirche

Dieter Stoodt „Das wichtigste theologische Buch in deutscher Sprache, das ich in den letzten Jahren gelesen habe, ist das des italienischen Soziologen Umberto Eco“ sagte einer meiner Freunde, ein auch theologisch gebildeter Mann. Er meinte es nicht hämisch, sondern bedauernd: „In dem Bestseller ist so viel Erfahrung verarbeitet und spannend sowie glaubwürdig interpretiert, soviel Kenntnis der menschlichen Seele und der zwischenmenschlichen Beziehungen, aber auch so viel Takt im Umgang mit dem Bösen bewiesen, daß Einsichten und Hoffnung entstehen können. Warum ist das unter Theologen zu selten?“

Expertensache

Vielleicht hat das etwas damit zu tun, daß die Theologie, wie alle Wissenschaften, eine Sache der Experten geworden ist, und daß mit gutem Willen allein daran nichts zu ändern ist.

Denn diese Tendenz ist aus Notwendigkeit entstanden. Macht es doch einen zentralen Teil der Geschichte **der** Menschheit aus, daß und wie aus den alltäglich-normalen Lebensvorgängen im Hause außer den politischen Instanzen und den wirtschaftlichen Abläufen auch das Sammeln und Tradieren des Wissens *ausgliedert* wurde. Diese sich über Jahrhunderte hinziehenden Prozesse lagen in dem Interesse und in der Logik dessen, was man heute Lebenswelt nennt. Ebenso wenig bestreitbar ist allerdings, daß die Geschichte der notwendigen Differenzierungen zwischen den politischen, wirtschaftlichen und gelehrten Experten einerseits, der Lebenswelt andererseits zu *Entfremdungen* führte, unter denen vor allem die Lebenswelt, aber auch das Expertentum selber leidet.

Erst in der Reformationszeit wurde verbindlich vorgeschrieben, daß jeder, der in der Kirche öffentlich lehrt, zuvor Theologie studieren müsse. Zwar sollten möglichst alle Christen lesen lernen, sodaß sie imstande wären, die Bibel zu lesen; dann könnten sie sich davon durch eigenen Augenschein überzeugen, daß und in welcher Hinsicht die mittelalterliche Kirche von der Bibel abgewichen sei. Erst recht sollte jeder Hausvater in der Lage sein, den Katechismustext zu lesen, vorzulesen und abzufragen. Wer aber ein öffentliches kirchliches Amt in der Kirche versehen sollte, der müsse die alten Sprachen lernen, die Bibel in der Ursprache verstehen, die Geschichte der Kirche kennen usw.

Noch 1932 schrieb ein Frankfurter Theologe im Vorwort einer Sammlung seiner Predigten, er habe nie etwas sein wollen als ein Theologe, d.h., „einer, der vor der Gemeinde, der er verkündigt, einzig und allein das voraus hat. . . , daß er die Heilige Schrift und ihre Auslegung durch die Kirche besser kennt, als dies den anderen Christen und Mitgliedern naturgemäß möglich ist“ (E. Foerster, *Das Wort Gottes*, 1931, Vorw.).

Genauso hatten es die Reformatoren gewollt. Die Bibel sollte nicht länger unter dem Verschluß einer kirchlichen Amtsautorität verbleiben. Doch nun entstand *eine andere Gefährdung*: die Experten rissen nunmehr die Bibel an sich, die dogmatischen, die politischen, die historisch-kritischen Experten, oder sie merkten nicht, wie sie von den politisch und wirtschaftlich und ideologisch Mächtigen benutzt wurden.

Die Wissenschaftsverwicklung der Theologie

Gehen wir dieser Frage in den drei wichtigsten Richtungen nach: **Erstens** ist Theologie

in die abendländische **Wissenschaft** verwickelt, so daß sie heute die Chancen und Gefährdungen der modernen „*Produktivkraft Wissenschaft*“ in sich auszutragen hat, die mehr und mehr vom methodisch-naturwissenschaftlichen und technischen Denken und Vorgehen bestimmt wird. Sie hatte vor allem auch an den *Abwehrversuchen* teil, die von Philosophie und Geisteswissenschaften seit dem 3. Drittel des 19. Jahrhunderts mit dem Ziel konzipiert wurden, Philologie und Geschichtswissenschaft, Philosophie und Kunst als selbständige, von der Naturwissenschaft unabhängige *Geisteswissenschaften* zu konstituieren. Umfassendes und wirkungsvolles erstes Beispiel war der philosophische Neukantianismus, dessen theologische Vertreter wie z.B. W. Herrmann sowohl Karl Barth als auch Rudolf Bultmann nachhaltig beeinflusst haben. In unserer Gegenwart werden diese defensiven Versuche, Theologie zusammen mit den Geisteswissenschaften unabhängig von Ansprüchen und Einsprüchen der Naturwissenschaften zu begründen und zu entfalten, mithilfe des *Symbolbegriffs* unternommen.

Insgesamt ist jedoch diese Geschichte keineswegs nur als Defensive zu beurteilen. Bei ihrer Herausbildung im 18. Jahrhundert waren fortschrittliche Philosophen, Pädagogen und Theologen Sprecher einer *emanzipatorischen* Bewegung gewesen; in diesem Zusammenhang entstand die historische Kritik. Es versteht sich fast schon von selbst, daß es damals notwendig wurde, Gott anders als einen wissenschaftlichen Gegenstand aufzufassen. Auch dies war eine Chance: Ist Gott kein wissenschaftlicher Gegenstand und die Beziehung zu ihm keine wissenschaftliche, so kann sie umso unmißverständlicher als eine des rei-

nen Glaubens vertreten werden. Und man darf ja nie vergessen, daß der Theologie kein Sonderschicksal widerfuhr, als sich der moderne wissenschaftliche Anspruch durchsetzte, alles, was es gibt, sei auf die Formel von Was-ist?-Fragen zu bringen, und die Antworten darauf in Form von Aussagesätzen seien stets der Verifizierung oder der Falsifizierung anheimzugeben.

Was immer das für die Theologie an Schwierigkeiten mit sich brachte — es gibt seitdem Probleme zwischen dem derart gebildeten theologischen Experten und der weit überwiegenderen Mehrheit der Bevölkerung, die das moderne wissenschaftliche Denken einschließlich der ihm gerecht zu werden suchenden Theologie als verunsichernd und bedrohlich empfindet; es gibt unterschiedliche theologische Konzepte mit teils gegensätzlichen Einschätzungen der neuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte — Theologen haben in der Regel ein unaufgeklärtes Verhältnis zu den Naturwissenschaften —; unter das Niveau, das erreicht worden ist, kann und darf sie schwerlich zurück.

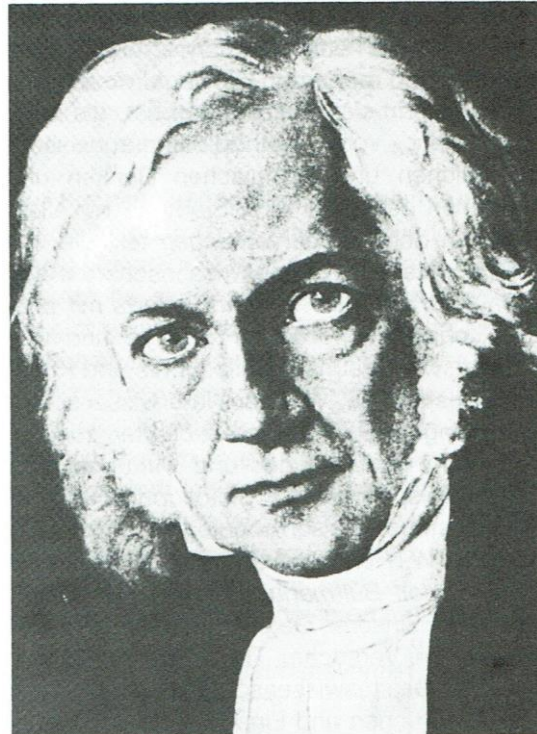
Die Kirchenverwicklung der Theologie

Zweitens ist Theologie eine **kirchliche** Wissenschaft, d.h., sie ist in das Entstehen einer von direkten staatlichen Eingriffen freien evangelischen Kirche verwickelt. In Deutschland begann diese Entwicklung zu Beginn des 19. Jhdts; zuvor hatte es auf Gemeinde- und Landesebene keine gewählten Vertreterorgane gegeben, und die Kirchenleitung war eine Unterabteilung in einem Ministerium gewesen. Einen mindestens formal endgültigen Abschluß formulierte erst die *Weimarer Reichsverfassung* von 1919: Es besteht keine

Staatskirche. Die Kirche „verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig“.

Inhaltlich freilich und organisatorisch mußte noch fast alles Notwendige gelernt werden. Und der Kirchenkampf seit 1933 überforderte die demokratisch nicht erprobten Experten nicht weniger als die Masse der Gemeindeglieder. Man ging mit schweren Hypotheken in die Jahre, in der die Selbständigkeit der evangelischen Kirche vom Staat in extremer Weise auf dem Spiel stand. So konnte erst nach 1945 damit begonnen werden, die evangelischen Kirchen in Deutschland von einem substantiell kircheneigenen Verständnis her zu ordnen.

Aber noch in einem anderen Sinne ist Theologie auf Kirche bezogen. *Schleiermacher* nannte Theologie kurz nach 1800 eine „*praktische*“ Wissenschaft; sie sei keine absolute Wissenschaft wie etwa Natur- und Kulturwissenschaften. Theologie sei eine angemessene Reflexion über Religion, Bibel, Geschichte des Christentums, und zwar dies alles um der Aufgabe willen, Kirche und Gemeinde zu leiten. Ja, darüber hinaus müsse alles, was um der Leitung von Kirche und Gemeinde willen nötig sei, wie Pädagogik oder Rhetorik oder Psychologie, in die Theologie integriert werden und diese so bilden (Was für wissenschaftlich zu klärende Sachverhalte gehören heute z.B. zur Kirchen-Leitungsaufgabe, wenn es um das Feld der Diakonie geht!). Nicht eine spekulative Idee konstituiert Theologie, sondern *der Bezug auf das praktische Handeln der Kirche*, vor allem des Pfarramts und aller anderen Ämter. Mit dieser Auffassung wollte Schleiermacher, der Kants Vernunftkritiken gelesen hatte und also auch über die Grenzen der Wissenschaft Bescheid wußte, die Wissenschaftlichkeit der Theologie umschreiben und sichern.



Daniel Friedrich Ernst Schleiermacher

Sein Konzept schlägt noch in *Karl Barths* „Kirchlicher Dogmatik“ Wellen, auch wenn Barth ansonsten andere Wege einschlug als Schleiermacher mehr als ein ganzes Jahrhundert vor ihm.

Das brachte nun das Problem mit sich, daß das *Kirchenverständnis für das Verständnis der Theologie ausschlaggebend* wird. Wenn sich heute etwa die Konzepte der „Volkirche als Ort der Freiheit“ und das der „politischen Kirche“ gegenüberstehen, so drücken sich darin auch unterschiedliche Theologien aus.

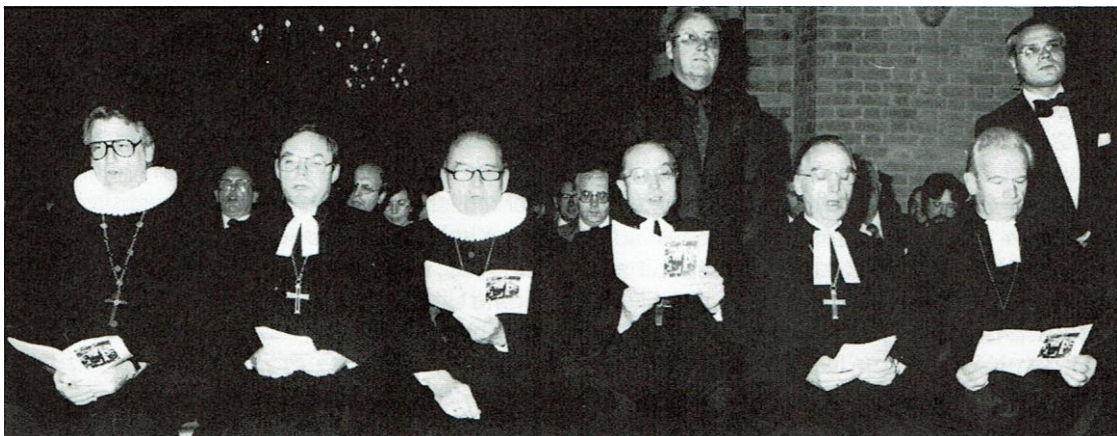
Doch dürfen wir angesichts des aktuellen Streits nicht vergessen, daß diese beiden Konzepte nicht der eigentliche Gegensatz sind, der bewältigt werden muß. Denn es gibt Volkscirchliche mit starker politischer, auch „linker“ Prägung; und nicht jeder, der die Freiwilligkeit der kleinen Herde sucht, ist politisch aktiv oder gar ein Linker.

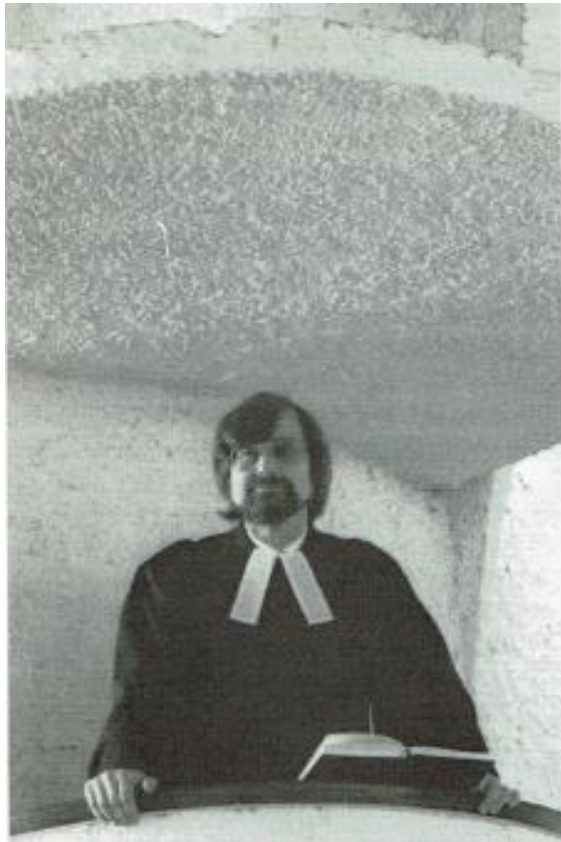
Der wahre Gegensatz besteht schon seit Schleiermachers Zeiten in dem zwischen einer *Volkscirche* und einer *Freiwilligkeitskirche*, gleichsam in der immer wieder ins Auge gefaßten Möglichkeit zweier Klassen oder Sorten von Christen: denen, die nur dazu gehören, und denen, die sich größeren Ansprüchen stellen. Es ist kaum zu umgehen, daß sich die letzteren dann zum Maßstab für die anderen machen. Die davon bestimmten Experten schnöden dann über die „Versorgungskirche“, andere bringen kein Verständnis für die Evangelikalen auf, wieder andere sehen die realen politischen oder die individuellen Probleme nicht – und dann sind wir bald bei Reaktionen wie die meines Freundes, die ich am Anfang erwähnte.

Die Personenverwicklung der Theologie

Sie beziehen sich ja, das wäre der **dritte** Aspekt, auf den **einzelnen**, seine Authentizität, seine persönlichen Lebens-Chancen. Und in der Tat: Theologie ist dafür da, daß Pfarrer und alle anderen Amtsträger der Kirche „Gehilfen der Freude“ der Menschen (Mitarbeiter an ihrer Freude) werden, daß sie nicht auf den Abweg geraten, „Herren über ihren Glauben“ sein zu wollen (2. Korinther 1,24). Theologie ist so auf kirchliche Praxis bezogen, daß Menschen auf den Glauben aufmerksam gemacht, in ihm befestigt werden.

Das alte Wort „*Seelsorge*“, oft mißbraucht, entmündigend oder entpolitisiert aufgefäßt oder abgelehnt, ist vielleicht auch heute noch geeignet, dies auszudrücken. Letztlich zielt die Theologie – als Wissenschaft, als kirchliche Wissenschaft – auf den ermutigenden *Zuspruch*, sich auf die bedingungslose Liebe Gottes zu verlassen – trotz meiner Fehler; obwohl ich nicht alles verstehen kann; obwohl die Welt zum Apokalyptischwerden, zum Mystischwerden oder zum Verzweifeln ist. Auf





einen Zuspruch, der mich dafür frei macht, mich zu engagieren, wo und wie ich es für richtig halte – politisch oder sportlich oder kirchlich oder musisch oder familiär oder ... Auf einen Zuspruch, der keine Bedingungen für das Glaubendürfen stellt, niemandem ein bestimmtes Engagement vorschreibt, und der vor allem nicht vorschreibt, es müsse auch wirklich klappen, sonst sei es nichts mit mir.

Ein Zuspruch, der jeden herausfordert, Gott und den Nächsten zu lieben – obwohl auch darüber kein Leistungsbuch geführt wird, über dessen Saldo einmal abzurechnen sein würde.

So dient die Theologie dafür, Vorarbeit zu leisten, daß alle in der Kirche Tätigen sich gegenseitig zur Freude verhelfen, aber nicht zum Herrn über den Glauben machen. Obwohl sie in die Entwicklung der modernen Wissenschaft verwickelt ist und obwohl sehr unterschiedliche, ja gegensätzliche Ansprüche aus der Kirche an die Theologie gerichtet werden, ist dies ein Zusammenhang, an dem eine breite Übereinstimmung erwartet werden darf. Um ihn herzustellen, müssen wir *das alte positive Verhältnis des Protestantismus zur Wissenschaft* gerade nicht preisgeben, so mühsam das auch für die Theologen sein wird.

Theologie-Abwertung durch die gegenwärtige Kirche

Das ist keine populäre Forderung, wie man z.B. an dem sog. Erprobungsgesetz der EKHN ablesen kann, mit dessen Hilfe die wenigen Pfarrstellen einigermaßen gerecht auf die vielen, vermutlich zu vielen Theologiekandidaten verteilt werden sollen. Es sieht ein Punktsystem vor, in dem jeder der Kandidaten höchstens 27 Punkte erreichen kann. Viereinhalb Punkte, also *ein Sechstel* der höchstens zu erreichenden Gesamtpunktzahl, werden für das Studium der Theologie und das an dessen Ende stehende Erste Examen vergeben. Ein Sechstel! Noch vor einer Generation war dieses Erste Examen die einzige Qualifikation, die zum Eintritt in den Vorbereitungsdienst ausschlaggebend war und zusammen mit dem Zweiten Examen in der Regel auch über die Ordination entschied – so wie heute noch das Staatsexamen für die Aufnahme in den staatlichen Vorbereitungsdienst in Richtung Lehrerberuf entscheidet. Daß da nur viereinhalb von siebenundzwanzig Punkten durch das Studium erreicht werden können, wertet das Studium und damit die theologische Wissenschaft ab. Und das angesichts einer Studentenschaft, die sich ohnedies mit der Wissenschaft schwer tut, das Studium häufig als notwendiges Übel ansieht, das man halt hinter sich kriegen müsse, und die vor Jobben und Privatleben kaum zum Studieren kommt. Statt das Studium und die Studienleistungen gesetzlich abzuwerten, sollten die Studenten umgekehrt zum Studieren ermuntert werden – sie brauchen dringend Hilfen, um Spaß am Studieren gewinnen zu können.

Ein Zitat

Einerseits hat die Kirche durch empirisch-sozialwissenschaftliche Selbsterforschung erkennen müssen, daß es einen engen und zunehmend engeren Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Distanz zur Kirche gibt. Andererseits empfiehlt sie als ekklesiologische Gegenstrategie ein neues Pfarrerbild, das—ich zitiere nun aus der im Juni 1986 veröffentlichten Studie der Planungsgruppe des EKD-Kirchenamtes über „Strukturbedingungen der Kirche auf längere Sicht“ — „Rollenbild des missionarisch kompetenten Pfarrers“, der nicht mehr „durch akademische Wissensvermittlung“ gebildet, sondern durch „Verkirchlichung des Ausbildungswezens“ für evangelistische Verkündigung „trainiert“(!) werden soll. Wohl nicht nur jemand wie ich, der in der Universität arbeitet, wird dies für einen *abenteuerlichen Vorschlag* halten: das Problem des Bildungsdefizits der Kirche nun gerade durch eine Abkoppelung des Bildungsganges ihrer Pfarrer von den allgemeinen Bildungsinstitutionen unserer Gesellschaft zu lösen, dürfte jedenfalls selbst schon ein Ausdruck jenes Defizits sein, das man beheben möchte, und bestenfalls der weiteren Förderung jenes diffusen Antiintellektualismus dienen, der für manche Gesinnungsmilieus im gegenwärtigen Protestantismus kennzeichnend ist.

Dr. F. W. Graf
beim hessen-nassauischen
Pfarrertag 1987

Diakonie - eine missionarische Gelegenheit?

Oder:

Kann die Diakonie in der Krise der gegenwärtigen Kirche helfen?

Horst Seibert: Ein Zitat aus den Braunschweigischen Amtsbrüderlichen Mitteilungen von 1837 vorab: „Angebliche Missionare, Handelsleute, reisende Handwerker und Kandidaten sind es, die umhergehen und suchen, welche sie gewinnen, welche sie erkaufen können für das Schattenreich des Mystizismus und Pietismus ... die Taschen geöffnet, Traktätchen fliegen heraus, werden verteilt an Mann und Frau, an Kinder und Gemeinde. Lest, wispern sie den Gaffenden zu, lest, und ihr werdet selig“.

Eigentlicher Vorhalt: Wir sind doch keine Heiden! Adressaten des Vorhalts: die Aktivisten einer diakonisch-missionarischen Bewegung, die bald darauf unter dem Begriff *Innere Mission* die freischwebenden diakonisch-missionarischen Initiativen sammelte. Der Begriff Innere Mission/IM wurde wahrscheinlich von dem Vermittlungstheologen und Lehrer Wi-

cherns, Friedrich Lücke, geprägt. Ansgard Heuer beschreibt die Reaktionen der öffentlichen Meinung auf die Anfänge der neuzeitlichen evangelischen Diakonie so: „skeptisch, gleichgültig, spottend“. Die Reaktionen speziell der Lutheraner entsprangen eher der Furcht, der Geist der Union oder auch nur unionistische Tendenzen könnten sich auf dem Umweg über den Centralausschuß und die Vereine der IM in die lutherischen Landeskirchen einmogeln. Von der Position eines bestimmten Kirchenbegriffs aus waren die vereinsmäßig organisierten Diakonen-Evangelisten, wie sie Wichern vorschwebten, etwas Bedrohliches. Die versuchte „Heimholung des Volkes durch nachgehende Liebe“ war zumindest suspekt.

Das Problem hatte sich danach verlagert. Die *Zuordnung von Diakonie und Mission* schien weniger ein kirchenpolitisches als vielmehr ein



innerdiakonisches Theorieproblem zu sein, das Herbert Krimm 1953 auf folgenden, vermeintlich abschließenden Nenner brachte: „Daß beides zusammengehört, Mission und Diakonie, ist eine Binsenwahrheit; daß beides begrifflich zu trennen ist, ist ein Gebot der Sauberkeit und der einzige Schutz gegen peinliche Vermischungen.“

Derlei Vermischungen fürchteten vor allem die Theologen des *Evangelischen Hilfswerks*, die vor und nach der Fusion mit der IM den alten IM-Ansatz immer bestritten haben. Die Hilfswerk-Leute glaubten zu sehen, daß sich die Frage des Miteinanders von Diakonie und Mission nach 1945 unter völlig veränderten Bedingungen stellte, die mit der Situation Wicherns wenig gemein hatten, und daß einer ansatz-treuen Konservierung des IM-Ansatzes etwas Krampfhaftes anhaftete, der Konservierung bis in Strukturen hinein: Auf EKD-Ebene blieben ja Diakonie und *Volksmission* miteinander verbunden; die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste hat ihren Sitz in der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD.

Wicherns Missionsverständnis, das er mit seinen Konzepten christlicher Liebestätigkeit verband, hatte ja *mehrere Stoßrichtungen*: Es richtete sich gegen die grassierende Entkirchlichung der Massen; es sollte als Apologetik ein Gegengift gegen die damals massive sozialistische Religionspolemik sein; und es richtete sich schließlich gegen die theologische Diffusität in der evangelischen Kirche, gegen die dauernden, außerhalb der Theologie schon kaum mehr jemanden interessierenden Kontroversen zwischen Konfessionalisten, Orthodoxen, Pietisten und Liberalen. Insofern hatte sein diakonisch-missionarisches Kon-



Johann Hinrich Wichern

zept etwas Antipluralistisches; zugleich sollte die Zusammenbindung von Evangelisation und Liebeswerken etwas Theologie–Integrierendes sein. „*Der Glaube gehört mir wie die Liebe*“ sollte die Integrations- und die Legitimationsformel sein.

Tatsächlich sind die gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesse seitdem erheblich fortgeschritten – und moderne Integrationsformeln wollen deswegen ebensowenig gelingen; sie tun sich angesichts privatisierter Religion noch schwerer. Dafür gibt es aber auch

keine ausgesprochene Anti-Religions-Agitation im vergleichbaren Ausmaß mehr. Und schließlich ist die Pluralität, gegen die Wichern und seine Mitstreiter ihr diakonisch-missionarisches Konzept setzten, bei uns gesellschaftliches Konstitutionsmerkmal und auch kennzeichnend für die Diakonie selbst, ihre Theologie und ihre Praxis.

Freilich kamen auch die Hilfswerk-Theologen nach 1945 nicht ohne Integrations- und Legitimationsformel aus. Daß der eingebürgerte Begriff Innere Mission ersetzt wurde durch den Begriff Diakonie, daß Diakonie und Diakonat zu Schlüsselbegriffen des Hilfswerks wurden, kam nicht von ungefähr. Mit diesem theologisch gefüllten Begriff wollte man die verschiedenen gesellschaftspolitischen Aktivitäten von durchaus neuer Qualität zum einen vor der theologischen Tradition rechtfertigen, zum andern wollte man die Kirchen mithilfe des Diakoniebegriffs auf ihr ungeliebtes und z.T. ungeliebtes Proprium behaften: auf den Christus als den Christos Diakonos. Diese Argumentation, die die Kirchen an die Nichtdelegierbarkeit ihres diakonischen Wesens und Auftrags gemahnen sollte, ist tatsächlich nicht ganz wirkungslos geblieben: An die Stelle einer quasi nebenkirchlichen Vereinsdiakonie, die schon Wichern nur als ein Provisorium, eine Zwischenstation auf dem Weg zu einer diakonischen Kirche ansah, ist die Diakonie **der** Kirche getreten. Die EKD wie die Landeskirchen haben sich die diakonischen Vereine kraft Kirchenrechts in gewisser Weise zugeordnet, das heißt: primär die IM-Vereine, denn die Hilfswerke der Kirchen hatten ohnehin keinen Vereinsstatus und verstanden sich von vornherein als Teil der verfaßten Kirche.

Mit eben dieser *relativen Verkirchlichung der Diakonie* hat sich das Zuordnungsproblem Diakonie-Mission verlagert: Es wurde zusehens zu einer Anfrage an die geistliche Qualität diakonischer Arbeit, an das Spezifikum evangelischer Sozialarbeit, auch: an die religiöse Motivation der Diakonie-Mitarbeiter. So forderten etwa die 1975 durch die Diakonische Konferenz verabschiedeten *Leitlinien zum Diakonat*, daß der hauptberufliche Mitarbeiter der Diakonie „den Zusammenhang der eigenen Tätigkeit mit dem Gesamtauftrag, die Auswirkung des Evangeliums auf den Fachauftrag erkennen und vertreten können" müsse. In diesem „Vertreten-Können" der Auswirkungen des Evangeliums wird dem Diakonie-Mitarbeiter, etwas überspitzt gesagt, die Kompetenz zumindest eines Eventual-Missionars abverlangt.

Hier schwingt etwas von der relativ neuen volksmissionarischen Formel „Evangelisieren **und** Humanisieren" mit. Die Volksmission, die auch nach der Fusionierung der beiden kirchlichen Sozialwerke im Diakonischen Werk geblieben war, hatte in Organisation und Selbstverständnis Wandlungen vollzogen. In der frühen IM gab es noch ein starkes Zusammengehen von innerer und äußerer Mission; Fliedner, einerseits Protagonist der Diakonissenschaft, war andererseits auch Gründer der Vorderen-Orient-Mission. In eher volksmissionarischer Abzielung hatte der alte Centralausschuß für IM Abteilungen für Evangelisation und Apologetik gebildet; 1926 entstand der Deutsche Evangelische Verband für Volksmission, der während des Kirchenkampfes umbenannt wurde in „Arbeitsgemeinschaft Volksmission". Seit 1969 besteht die „Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste", zu der sowohl die

landeskirchlichen Ämter für Volksmission oder Gemeindedienst als auch die volksmissionarisch-evangelistischen Werke und Verbände sowie einige Fachverbände des Diakonischen Werkes und Heimatdienste der Weltmission gehören – ein Versuch also, „amtliche“ und „charismatische“ Elemente organisatorisch zusammenzufassen.

Dominierten in den Anfängen der Volksmission – und so etwa auch im Wichernschen Konzept, zumindest in dessen Erweckungsanteil – Inhalte wie Rechtfertigung und Wiedergeburt, und zwar mit stark individualistischer Ausprägung (sowohl, was die Rolle des Evangelisten, als auch, was das Missionsziel betraf), so kamen nach dem 2. Weltkrieg durch die ökumenische Bewegung doch erheblich neue Impulse hinzu. Hendrik Kraemer, einer der bedeutenden Repräsentanten des ökumenischen Missionsaufbruchs, entwarf evangelistische Kommunikation in einem ganzheitlichen Lebensvorgang, verband Kerygma (Verkündigung), Koinonia (Gemeinschaft) und Diakonia (Dienst).

Der missions- und diakoniethnologische Austausch und seine Nutzen

Die neueren ganzheitlichen Konzepte diakonischer Arbeit sind sicher auch von solchem Gedankengut beeinflusst. Es fand zweifellos ein *missions- und diakoniethnologischer Austausch* statt, entscheidend initiiert durch bewußt geschaffene Strukturen, die z.B. faktisch Personalunion bedeuteten: Heinrich-Hermann Ulrich etwa, der langjährige Direktor der theologischen Hauptabteilung im Diakonischen Werk der EKD, zugleich Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, hatte in dieser Doppelfunktion praktisch eine

Mittlerfunktion inne, die er eifrig und durchaus wirkungsvoll nutzte, um Diakoniethologen und Missionstheologen an einen Tisch zu bekommen.

Der diakonie- und missionstheologische Austausch wurde zudem sicher auch gefördert durch neue Erfahrungen und Ansätze in der diakonischen Arbeit, etwa in der Suicidprophylaxe oder Drogentherapie; dort z.B. zeigte sich, daß *Gemeinschaftserfahrungen und sinngebende Elemente* für einen therapeutischen Prozeß konstitutiv sein können, daß Evangelium und Koinonia augenfällig etwas bewirken zu können, daß es tatsächlich *fließende Grenzen zwischen „Heil“ und „Heilung“* geben kann. Auch einzelne moderne Seelsorgeansätze wurden unter dieser Maßgabe im diakonischen Raum adaptiert, etwa Scharfenbergs Modell „Symbolische Kommunikation bzw. Interaktion“. Daß es in der praktischen diakonischen Arbeit Überschneidungen von einfachem Hilfehandeln und zumindest evangelistischen Elementen gibt, ist unbestreitbar; gleichwohl blieb grundsätzlich umstritten, ob Diakonie heimlich oder offen in den Dienst missionarischer Interessen gestellt werden darf. An dieser Frage scheiden sich die Geister. Die Kompromißformel besagt, daß zumindest Möglichkeiten des Glaubens nicht verbaut werden sollen; zumindest ein Offenhalten der diakonischen Situation für religiöse Erfahrungselemente erscheint notwendig, um den diakonischen Anspruch nicht zu konterkarieren. Hinsichtlich der Konzepte diakonischer Arbeit heißt dies, daß sie im allgemeinen eine *doppelte Plausibilität* haben: Sie sind sowohl theologisch als auch sozialwissenschaftlich begründet, sind im allgemeinen so aufgebaut, daß die Argumentation auf der einen Ebene die

auf der anderen stützt. Zumindest als Anspruch bilden sie das gesellschaftlich singuläre Modell eines Sozialfachwissen/Glaubens-Verbundes ab.

Daß theologische Argumentation nicht automatisch ein Votum für eine missionarische Diakonie ist, liegt nach dem bisher Gesagten auf der Hand. Für den schon zitierten Herbert Krimm ist die Diakonie *eine Ur-, eine Grundfunktion der Kirche* und bedarf keiner zusätzlichen Legitimation; er schließt freilich die missionarische Wirkung nicht aus, auch nicht missionarische Inhalte. Nach dem prozeßtheologischen Diakonie-Ansatz von Arnd Hollweg liegt das Sinn-Potential diakonischen Handelns *in diesem Handeln selbst*, wie sich überhaupt Theologie „an dem Prozeß selbst“ orientieren müsse, „an der Geschichte Gottes mit den Menschen, durch welche Gott am Leben des ganzen Menschen in allen Bezügen seiner geschichtlich-sozialen Lebenswelt partizipieren will“. Dem entgegen stand z.B. der interessante Versuch von Hartwig Grubel, den alten diakonisch-missionarischen Ansatz der IM mit neueren kirchensoziologischen Ansätzen in Beziehung zu setzen: So argumentierte er, im Grunde entspreche bei heutiger Aufnahme der IM-Ansatz etwa der Maßgabe von Karl-Wilhelm Dahm, in kirchlicher Praxis *aufgaben- und wertorientierte Elemente* planvoll miteinander zu verbinden (wobei er unter Wertorientierung sinnstiftende geistliche Erfahrungen versteht, die planvoll in den diakonischen Prozeß eingebracht werden müßten).

Was Dahm auf das *Pfarramt* bezieht, wird hier ausgezogen auf den Diakonat. Beide haben auf verschiedener Handlungsebenen das grundsätzlich selbe zu tun.

Ich glaube, es ist ein ganzes Stück weit der z.T. heftigen Kontroverse um die Zuordnung von Diakonie und Mission zu verdanken, daß im diakonischen Raum das Interesse an der fachtheologischen Arbeit an den Wurzeln der Diakonie im Neuen Testament erheblich zugenommen hat. Was Johannes Degen den Repräsentanten der unmittelbaren Nachkriegsdiakonie vorwarf, daß sie nämlich vor lauter — sicher notwendigem — Aktionismus ausschließlich auf den geistigen Grundlagen geblieben seien, die sie halt hatten, daß sie den Nullpunkt Deutschlands nicht genutzt hätten, um Diakonie neu zu begründen, theoretisch und praktisch, gilt sicher nicht mehr für die Diakonie-Theologie der Gegenwart, die so fruchtbar, aber halt auch so pluralistisch ist wie nie zuvor.

Auch die spezielle Fragestellung nach der Zuordnung von Diakonie und Mission wird zunehmend bis an die Wurzeln verfolgt; die Frage, wie sich in Evangelien und Urchristenheit die Problematik Diakonie/Mission darstellt, findet einiges Interesse. Kurz einige Beobachtungen:

- Die Berichte von Jesu Diakonie, von seinen helfenden Handlungen, seinen Therapien und Exorzismen vor allem, hatten offenbar einen festen Platz in der missionarischen Praxis. G. Theißen sagt lapidar: „Wundergeschichten gehören zum Missionar“ und verweist etwa auf Mk 6, 12; 2 Kor. 12, 12; Hebr. 2, 4.
- Vergleichbares gilt wohl auch für Jesu diakonische Gleichnisse, speziell für den Diakonie-Prototyp Barmherziger Samariter. Wahrscheinlich ist das Gleichnis vom

barmherzigen Samariter im Kontext des lukanischen Interesses an der Samaritermission zu sehen.

- Diakonieberichte, Wunderberichte, sind schließlich z.T. wohl auch sog. Ätiologien, Gründungslegenden urchristlicher Gemeinden in Galiläa.

Derartige Beobachtungen lassen den Zusammenhang von Diakonie und Mission in einem bestimmten Licht erscheinen: Offensichtlich muß vor allem auch „etwas Diakonisches“ geschehen, damit Gemeinde werden kann. Gemeinde konstituiert sich am Anfang wohl nicht nur als diakonische, sondern auch durch Diakonie.

Theißens Untersuchungen (*Urchristliche Wundergeschichten*, 1974; *Soziologie der Jesusbewegung*, 1978) z.B. handeln u.a. davon, daß *die Sozialform christlichen Lebens und Fürsorgens ein entscheidender missionarischer Faktor* in der Urchristenheit. Die Vollmacht zur Diakonie, die Jesus an seine Nachfolger weitergegeben hat, muß ein entscheidendes Element früher Gemeindebildung gewesen sein. Um die Rolle der Therapiewunder bei der Gemeindebildung zu veranschaulichen, zitiert Theißen den Kirchenvater Origines:

„Und bei den Christen, die sich auf wunderbare Weise zusammengeschlossen haben, wird man sehen, daß sie am Anfang mehr durch die Wunder als durch Ermahnungen bestimmt worden sind, die Sitten und Gebräuche der Väter aufzugeben und andere zu wählen, die von diesen ganz verschieden waren. Und sollten wir den wahrscheinlichen Grund für den Ursprung der christlichen Gemeinschaft aufführen, so werden wir sagen müssen, es sei nicht wahrscheinlich, daß die Apostel Jesu, Männer aus dem Volk und ohne Schulbildung, sich durch etwas anderes ermutigen ließen, den Menschen die christliche Lehre zu verkündigen, als durch (das Vertrauen auf) die ihnen verliehene Kraft ...“

Der *Zusammenhang von Diakonie und Gemeindebildung* ist im übrigen nicht nur in den *kommunitären Diakonieguppen* offensichtlich, sondern auch in vielen diakonischen Dienstgruppen mit nicht-kommunitärem Ansatz, aus denen Kirchengemeinden und kirchliche Regionen vielerorts ganz neue Impulse zur Gemeindegewinnung der Parochie empfangen.

Diakonie kann Öffentlichkeitswirksamkeit haben, die heute z.T. planvoll betrieben wird: in Gestalt einer umfangreichen Öffentlichkeitsarbeit. Von ihr sagte Dietrich von Oppen einmal – zum Ärger nicht weniger Diakonie-Mitarbeiter –, sie sei ebenso wichtig wie die diakonische Arbeit selbst. Ich halte diesen Gedanken für zutreffend, wenn diakonische Öffentlichkeitsarbeit, die vor allem auch durch diakonische Menschen, keineswegs nur durch Medien betrieben wird, die soziale Wahrnehmung in einem christlichen Begründungszusammenhang fördert, wenn sie Teil einer sozialen Kommunikation ist. Das Zusammenbinden von Wert- und Aufgabenorientierung, von Sinn und Funktion anhand wahrnehmbarer Diakonie ist m.E. ein sinnvolles Mittel gegen privatisierte Religion, überhaupt gegen die Privatisierung von Sinn. Diese Stoßrichtung gehört für mich maßgeblich zum Verständnis dessen, was heute mit Mission gemeint sein kann.

Erfahrungen geglückter diakonischer Öffentlichkeitsarbeit oder geglückter Gemeindediakonie lassen die Vermutung zu: Die soziale Wahrnehmung diakonischer Prozesse – oder noch besser: die Teilhabe daran – kann den gesellschaftstypischen Bruch zwischen persönlich Tragfähigem und „Gesellschaftsfähigem“ überbrücken.

30 Probleme volkikirchlicher Theologie

Es ist einer der vielen Widersprüche, in denen die gegenwärtige Diakonie geschieht, daß das, was sie gegenüber einzelnen Hilfebedürftigen leisten soll – etwa zur Lebenssinnfindung zu verhelfen –, gesellschaftlich nicht abverlangt wird. Die gesellschaftlichen, speziell die sozialstaatlichen Leistungserwartungen an die Diakonie sind funktionaler Art. Sie steht in manchen Arbeitsbereichen in der Gefahr, sich diesen Erwartungen anzugleichen. Wo derlei geschieht oder geschehen ist, hat Diakonie selbst „innere Mission“ nötig.

Wo sie aber das, was sie für viele anvertraute Menschen leistet – sinnstiftende Identitätserfahrungen, kommunikativ und integrativ aufgebaut –, öffentlich macht, betreibt sie Mission. Weil dies nämlich nicht nur die Patienten und Klienten der Diakonie lebensnotwendig haben, sondern auch die, die gottlob nicht oder noch nicht oder in noch selbst beherrschbarer Weise an dieser Welt leiden.

Die Diakonie ist desto diakonischer, je mehr sie in diesem Sinne missionarisch ist: Dann ermöglicht sie ihren Patienten, die sonst weithin von sozialer Kommunikation abgeschnitten sind, Teilhabe an sozialer Kommunikation, und über diese können auch andere sozialer werden, finden vielleicht sogar „Spuren der Engel“ (P. L. Berger). Vielleicht ist Diakonie für Ungetaufte, nicht (mehr) in christlichem Glauben Unterwiesene *die am ehesten findbare Spur*.

Die Krise der gegenwärtigen Kirche

Die letzten Prognosen sind düster, und die Kirchenleitungen sind unsicher. Mittel- und längerfristig soll sich die Zahl der evangelischen

Deutschen halbieren: teils, weil sich die Evangelischen weniger vermehren als Katholiken (oder auch Moslems), teils, weil die Evangelischen eher aus ihrer Kirche austreten als Katholiken oder andere.

Das Kirchenbild und Kirchenverhältnis der Kirchenmitglieder bzw. Noch-Mitglieder bietet wenig Ansatzpunkte zur Hoffnung auf einfache Abhilfe, signalisiert vielmehr ein *Dilemma*: Es gibt zwar noch immer eine *hohe Erwartungshaltung* gegenüber der Kirche, den Wunsch nach einer *gesellschaftlich und sozial kompetenten Kirche*. Aber die Bereitschaft zur eigenen *aktiven Wahrnehmung* der Kirchenmitgliedschaft ist *gering entwickelt* – zudem wachsen die *Zweifel an der sozialen Kompetenz* der Kirche und ihrer Pfarrerschaft, an die die Kirchenmitglieder ihr soziales Gewissen offenbar ein Stückweit delegiert hatten.

Ein substantieller *Glaubensverlust* wird registriert; wo die Religionssoziologen Frömmigkeitspotentiale ausfindig machen, machen sie auch weithin die Neigung zur *Privatisierung* des Religiösen aus – und daneben eine Tendenz zur Verflachung auf eine „Civil Religion“ hin, in der sich bürgerliche Wohlanständigkeit mit „Christlichkeit“ identifiziert. Zugleich erhält die eher formale Kirchenmitgliedschaft zu wenig Verstärkung ihrer generalisierten Erwartungen; d.h., Kirche wird nicht als so diakonisch wahrgenommen, daß dadurch die Identifikation mit ihr erhöht würde.

Als kürzlich die Zeitschrift STERN das Infratest-Institut unter Jugendlichen deren generalisierte Erwartungen an Institutionen, Organisationen, Verbände usw. erfragen ließ, kamen diese (für beide Kirchen!) niederschmetternden Ergebnisse heraus:

Nutzen für die Bevölkerung:

	sehr groß	zufrieden- stellend	eher gering	unbe- kennt r/O
Das rote Kreuz	51	40	6	4
Stiftung Warentest	43	46	6	5
Greenpeace	33	27	19	21
Bundesgesundheitsamt	32	50	12	6
Tierschutzverein	31	47	18	4
Amnesty International	30	36	19	15
Caritas	30	48	15	7
Bundesanstalt für Arbeit	29	38	29	4
Diakonisches Werk/ Innere Mission	26	43	23	8
Bundesverband Bürgerinitiative				
Umweltschutz	25	35	25	15
Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen	21	43	25	11
Gewerkschaften	21	45	27	7
Arbeitsgemeinschaft der Verbraucher	20	48	13	19
Bundesumweltamt	18	48	20	14
Deutscher Entwicklungsdienst	18	40	27	15
Katholische Kirche	16	35	37	12
Evangelische Kirche	12	37	38	13
SPD	13	40	31	16
CDU/CSU	12	32	40	16
Grüne/Alternative Liste	9	24	46	21
FDP	1	27	53	19

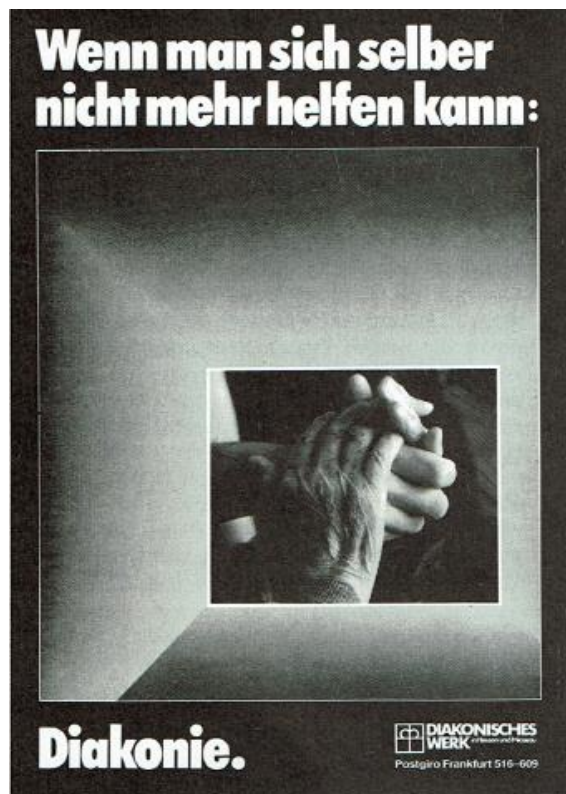
Daß seit Bekanntwerden der einschlägigen Prognosen der Begriff „Mission“ reaktiviert wurde und EKD-weit Fachleute angesetzt wurden, zeigt die fast nicht mehr übersehbare Fülle neuer Missions- und Gemeindeaufbauliteratur. Die Grundkontroverse betrifft die Frage: „*Öffnung*“ oder „*Verdichtung*“? Kann der Schaden für die Kirche geheilt oder wenigstens begrenzt werden, indem es möglichst exklusiv oder möglichst pluralistisch-dialogisch in der Kirche zugeht? Mehr Verbindliches oder ein breiteres Spektrum für individuelle Identifikationen?

In kaum einem Konzept wird bislang überlegt, ob und wie die Diakonie am Gemeinde-Neuaufbau oder an der Verbesserung der volkscirchlichen Struktur mitwirken könnte. Dieses Defizit ist nachgerade fahrlässig, hatte doch schon vor Jahren Horst Reller vom Lutheri-

schen Kirchenamt, Hannover, aufgrund gescheiter Prognosenauswertung den m.E. entscheidenden Zusammenhang formuliert: „Sozialempirisch darf man wohl soweit gehen, daß *die größten missionarischen Chancen in einer eigentümlichen Kombination von ursprünglich spiritueller Grundorientierung und gesellschaftlichem Engagement* liegen, das dieser Orientierung entspricht“.

Diese „eigentümliche Kombination“ ist nichts Neues in der Geschichte der Diakonie (s.o.). Sicher wird die Diakonie die ihr eigene mögliche Spiritualität z.T. erst wiederentdecken müssen, z.T. auch einfach neu artikulieren. Derlei ist im Gange. Wenn aber die Kirche — und diese Aufgabe ist unausweichlich — sozial kompetenter mit der Gesellschaft kommunizieren will, muß sie sich die soziale Kompetenz der Diakonie zunutze machen, muß dafür Diakonie inhaltlich erheblich mehr als bislang integrieren. Die gemeinde- und kirchenbildende Substanz der Diakonie könnte neu erprobt und erfahrbar werden. Wie schon einmal, als das Christentum am Anfang stand. Wie schon einmal, als die Kirchlichkeit im letzten Jahrhundert vorm Ende zu stehen schien.

Meditation über ein Diakonie-Plakat Heinz-Günter Beutler



Hinweis

Das Diakonie-Plakat „Wenn man sich selber nicht helfen kann: Diakonie“ kann in verschiedenen Größen (Format A 2, A 3) und als beidseitig bedruckte Postkarte kostenlos von der Geschäftsstelle des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau, Abteilung I –Theologie und Information –, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/Main, bezogen werden.

Unsere Hände

Hände

Fast jeder hat sie.
Fast jeder kann sie benutzen.
Jeder braucht Hände,
die Hände seiner Mitmenschen.

Hände

Grob, hart geworden,
abgearbeitet, verwundet, verkrümmt,
zart, weich, klein oder groß –
sie sprechen Bände.

Meine Hände

Ich kann mit ihnen zärtlich sein, streicheln
und mit der Faust auf den Tisch schlagen.
Sie können segnen und fluchen.

Ich kann mit ihnen abwinken
und Menschen wegstoßen.
mir die Hände reiben vor Schadenfreude
und, wenn andere Not leiden,
tatenlos die Hände in die Tasche stecken.

Ich kann sie aber auch ausstrecken,
entgegenkommen, zupacken, mein Möglichstes tun,
festhalten und erhalten,
mich verständigen und einen Bund schließen.

Meine Hände

Furchen, Rillen, Linien sehe ich.
Das Leben hinterläßt seine Spuren –
auch in den Händen.

Der rote Faden meines Lebens,
die Lebenslinie, zeichnet sich vielleicht
am Ende meiner Tage ab – so Gott will.

Hände

arbeiten viel
und kommen nur selten zur Ruhe.
Vieles bringen Hände zustande.
Aber nicht alles ist machbar.
Um keine Minute verlängere ich mein Leben.
Das liegt allein in Gottes Hand.
Im Grunde sind meine Hände,
sind deine Hände doch leer.
Sie müssen gefüllt werden mit Leben, mit Liebe.

Das Denkbild

Ein Plakat dort.

Eine Postkarte in meiner Hand.

Da steht:

Wenn man sich selber nicht mehr helfen kann:
Diakonie.

Und ich sehe:

Zwei Hände, die ineinander greifen.

Das ist mehr nur als eine Berührung,
ein flüchtiger Augenblick,
eine kurze Zärtlichkeit
oder ein schneller Trost.

Da kommen sich zwei Menschen nahe.

Vielleicht eine Frau und ein Mann.

Das Bild verrät es nicht – nur:

Eine junge Hand greift eine ältere.

Eine Hand mit Falten und Furchen.

Eine Hand mit Geschichte, Vergangenheit.

Eine Hand hält die andere.

Zwei Generationen kommen zusammen.

Wer sich so nahe kommt,
hat die Angst vor dem anderen überwunden,
hat die Furcht vor dem Mitmenschen
eingetauscht gegen Zuneigung.

Zwei versuchen sich zu verstehen.

Jeder ist das Gegenüber des anderen.

Jeder ist für den anderen verantwortlich.

Menschen, die sich selbst nicht
mehr helfen können, sind auf
fremde Hilfe angewiesen.

Die Asylbewerber aus Sri Lanka
und aus dem Iran,
aus Ghana oder der Türkei,
aus dem Vorderen Orient oder El Salvador:
Sie sind auf der Flucht,
suchen Lebensraum und Schutz
und sind doch bei uns bedroht
von der Abschiebung, dem Ausweisen.

Die Gastarbeiterkinder:

Sie werden bei uns groß

und wachsen doch mit zwei Heimatländern auf.

Sie sollen hier heimisch werden,
unsere Sprache lernen, Schulen besuchen,
Freunde finden und eine Lehrstelle.

Die landlosen Bauern in Brasilien:

Sie werden von ihrem Boden vertrieben,
versprochene Landretormen bleiben aus,
und nun hausen sie in Wellblechhütten
ohne Einkommen, ohne Zukunft.

Die Hilfe von „Brot für die Welt“
ist nicht mehr als ein Tropfen
auf dem heißen Stein.

Menschen, die sich selbst nicht
mehr helfen können, sind auf
fremde Hilfe angewiesen.

Auch bei uns.

Die Aids-kranken Männer und Frauen:

Sie leiden und sie sterben
an ihrer Immunschwäche
und an den Berührungängsten,
die wir ihnen gegenüber haben.

Eine Frau, ein Mann,
die sich jeden Tag volllaufen lassen,
die ohne ihre Pillen nicht mehr auskommen –
aus Verzweiflung,
aus Einsamkeit,
aus Krankheit.

Millionen Suchtkranke gibt es unter uns,
die ihren Entzug brauchen und wirkliche
Lebenshilfe, damit sie und ihre Familien nicht vor die
Hunde gehen.

Ein Mensch wird krank
für einen Augenblick oder auf Dauer.

Ein Mensch wird alt.

Seine Sinne verwirren sich,
Seine Kräfte lassen nach.

Dann braucht der Mensch Hilfe und Pflege
zu Hause, in den eigenen vier Wänden,
so lange das nur möglich ist,
oder in einem Krankenhaus oder in einem Heim.

48 Meditation

Diese Pflege aber soll mehr sein
als nur gute medizinische Versorgung,
es muß menschliche Zuwendung,
Verständnis und Herzlichkeit dabei sein.

Wenn man sich selbst
nicht mehr zu helfen weiß,
bietet die Diakonie ihre Hilfe an.
Dekanatsstellen, Tagesstätten und Heime
werden zu ersten Anlaufstellen.
Hier kann man ruhig nachfragen.
Hier finden sich Hinweise und Hilfe.
Zahlreich und vielfältig
sind die Hilfsangebote des Diakonischen Werkes.

Wer Hilfe nötig hat,
soll sie auch finden können.
Dafür sind die Menschen
und die Einrichtungen der Diakonie da.
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
bemühen sich nach besten Kräften.
Sie sind gut ausgebildet,
und sie bilden sich fort,
wollen in ihren Fachgebieten
auf dem Laufenden bleiben.
Sie engagieren sich
auch über die eigentlich festgesetzte
Arbeitszeit hinaus.

Und doch stehen sie immer wieder
in der Gefahr, selbst auszubluten,
ihre Kräfte zu verschließen,
den Mut zu verlieren und zu verbittern.
Das wissen sie nur zu gut
und pflegen das Gespräch untereinander,
und das Gespräch mit Beratern.
Auch die Helfer brauchen Hilfe.
Das bringt der Beruf mit sich.

Ein Plakat dort.
Eine Postkarte in meiner Hand.
Und ich sehe: zwei Hände, die ineinander greifen.

Nicht alles ist machbar im Leben.
Nur zu oft sind wir auf die Hilfe
von anderen Menschen angewiesen.

Wir leben von der Liebe,
von der Hoffnung
und von der Hilfe.
Und es ist gut,
wenn man sich auf Menschen
und Einrichtungen verlassen kann.

Ich sehe nicht nur zwei Hände,
die ineinander greifen.
Es sind zwei verschiedene Menschen,
die sich einander öffnen.

Da ist eine Hand, die sagt:
Ich brauche dich.
Und da ist eine andere Hand, die antwortet:
Ich brauche dich noch mehr.
Und was eine Hand nicht schafft,
das schaffen zwei.

Und die beiden sind nicht allein.
Noch viele andere sind da,
die ähnlich fühlen,
die sich ähnlich nahe sind,
die einander brauchen,
die sich helfen
und helfen lassen.

Jede Hand braucht eine andere.
Und selbst alle Hände zusammen
können oft nicht viel ausrichten.
Das weiß auch der moderne Dichter: Martin Gutl.

Allein geblieben

*Hände tasten
nach Menschen.
Die einen finden,
die anderen nicht.
Viele Hände
sind besetzt.
Viele haben keine Hand*

*Die Hand,
allein geblieben, verkümmert
oder wird zur Faust,
wenn nicht der Ungreifbare
die leere Hand ergreift
und sie zum Geben
offen hält.*

(aus/Martin Gutl, Loblied von der Klagemauer, Verlag Styria, Graz 1980)

*Davon leben wir alle, daß Gott uns Herzen und Hände
mit Liebe und seinem Geist erfüllt.*